№ 157. 1845.

Mittwoch, den 31. Decbr.

Breslauer Erzähler.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Erzähler erscheint wöchentlich drei Mal, **Montags, Mittwochs** und **Freitags**, zu dem Preise von **fünf** Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für drei Nummern **Einen** Sgr. **Drei** Pf., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.

Jede Buchhandlung und die dazu beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dies Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal oder 39 Nummern, so wie alle Königliche Post-Anstalten bei wöchentlich dreimaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Erzähler bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter. Albrechtsstraße Nr. 6.

Der Gast im abgeschabten Rock,

oder

der unglückliche Banquier.

Eine moderne Novelle.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Endlich redete der Unbekannte. Wir erwarteten irgend eine feierliche Beschwörung. Er sagte aber nur mit einiger Anstrengung:

„Guten Tag, Jakob."

„Guten Tag, guten Tag, guten Tag," schrie plötzlich Wechselmann, aus seiner Erstarrung, die uns alle überraschte, auffahrend und dem Unbekannten die Hand reichend.

„Gehr's Euch gut? . . . . Eurer Frau auch? desto besser, desto besser!"

Wir bemerkten Alle, daß der Banquier mit diesen Worten dem Fremden die Rede vor dem Munde abschnitt, aber nun ward unserem Scharfsinn wieder manches Räthsel aufgegeben.

Endlich rief man uns zu Tische, was, mit Ausnahme des unglücklichen Banquiers, Alle sehr heiter stimmte. Während er uns sämmtlich voranschreiten ließ, entging mir sein ängstlicher und finsterer Blick keineswegs.

— „Geht voran!" sagte der Banquier. — „Nein, geh' Du voran!" erwiederte der Andere. „Bist Du bei Trost, geh' doch hinein!" versetzte Jener. — „Nein, geh' Du doch hinein!" entgegnete Dieser. — „Wollen wir denn bis morgen hier bleiben?" fragte Wechselmann. — „Gott, mach' doch nicht" antwortete der Gast — solche Umstände mit Deinem...." — „Nun, weil Ihr es durchaus nicht anders wollt," unterbrach ihn der Banquier und ließ sich von ihm in den Saal schieben.

Dort gab es eine neue Scene. Die Zahl der Couverts war nach der Größe des Tisches berechnet. Ein Gast mehr störte also unsere Bequemlichkeit außerordentlich. Der arme Schelm bemerkte es und fing nun sehr zur Unzeit eine Reihe von Entschuldigungen an, die unsern Wirth von Neuem auf die Folter spannten. — „Er sei zu viel . . . Man müsse sich seinetwegen geniren . . . Er bäte um Erlaubniß fortzugehen . . . Er sei untröstlich, gerade heute gekommen zu sein . . . Er hoffe, Jakob werde deswegen nicht ungehalten auf ihn sein u. s. w."

Jakob schwitzte mittlerweile Angstschweiß und seine Blicke flehten uns an, nicht darauf zu hören. Auf seinen Befehl mußte ein Bedienter die Couverts zweier verzogener Kinder wegnehmen, welche, als sie für sich ein Katzentischchen gedeckt sahen, ein Duo von Schreien und Weinen begannen. Der Grundbaß des Unbekannten mischte von Zeit zu Zeit eben so unpassende Entschuldigungen wie die früheren hinein — obwohl der Verräther — das lag am Tage — keineswegs ernstlich daran dachte, sich zu entfernen.

Kaum saß er endlich, so ließ Wechselmann, um ihn zum Schweigen zu bringen, ihm einige Delikatessen präsentiren, welche, nach der Kleinheit des Tellers zu urtheilen, große Seltenheiten waren. Der Gast im abgeschabten Rocke nahm aber dem Diener den Teller aus der Hand, setzte ihn vor sich hin und leerte ihn so rasch, wie man eine Hand umdreht, gänzlich, indem er dabei laut bemerkte: „Man setze ihm zu reichlich vor."

Ich übergehe tausend andere Ungeschicklichkeiten, die einzeln wie Tropfen geschmolzenen Bleies auf die verwundete Eigenliebe unseres Wirthes fielen.

Man kann sich denken, mit welchen Blicken Wechselmann den Gast im abgeschabten Rocke durchbohrte. Dieser wußte vor Angst nicht zu bleiben. — Er wollte fliehn, aber da er seinen Hut, den er unter einem Tischchen sorgfältig versteckt hatte, nicht finden konnte, so sah er sich genöthigt bis zum allgemeinen Aufbruch zu bleiben.

Als Einer von uns sich besorgt erkundigte, ob sein Wagen nicht gekommen sei, bot ihm der Unglückliche, gleich als wolle er das Siegel auf seine Ungeschicklichkeit drücken, an:

„Ich habe mir einen Platz in der Journaliere bestellt; sie wird um fünf Uhr hier vorbeikommen, und wenn mein Vetter (hier wies er auf Wechselmann) es erlaubt, so trete ich Ihnen denselben gern ab und gehe zu Fuß."

In diesem Augenblicke fühlten wir Alle das tiefste Mitleid mit dem Millionair.

Madame Smidt.

(Beschluß.)

Als sie eine Menge Diebereien verübt hatte, die zu weitschweifig sein würden, hier mitzutheilen, wurde sie endlich auf der That ertappt.

Es war im Winter, als sie zu einer Speisewirthin zum Kaffee eingeladen war. Solche Einladungen nahm Madame Smidt immer mit Freuden an; auch heute versprach sie zu erscheinen.

Die Kaffeezeit ist schon lange vorüber und Madame Smidt befindet sich immer noch bei der Speisewirthin. Endlich schlägt es sieben Uhr und sie geht. Im Begriff, die Thür zu öffnen, tritt ein Mann, der dienenden Klasse angehörend, in's Zimmer. Er richtet seinen Auftrag aus und entfernt sich wieder.

Doch kaum ist derselbe einige Minuten fort, als er auch schon mit den Worten in die Stube stürzt:

„Liebste Frau! sagen Sie mir doch, wer die Frau war, die kurz vor mir bei Ihnen war?"

„Weshalb denn?"

„Als ich kam, hatte ich einen Eimer bei mir, und um denselben nicht mit in die Stube zu bringen, stellte ich ihn auf den Flur, und nun ist er wie verschwunden. Nur die Frau, die aus der Thür ging, kann ihn mitgenommen haben."

„Ist er denn nicht mehr da?" fragte die Wirthin in höchster Bestürzung.

„Gott bewahre!... Nein!

„Aber Friedrich, ich glaube nicht, daß diese Frau ihn mitgenommen hat... Es ist die Barbier Smidt. Wenn Sie aber denken, daß sie es gewesen ist, so erkundigen Sie sich, zu welcher Zeit sie sich in der Küche aufhält. Sie gehen dann zu ihr hin, unter dem Vorwande, einen Zahn ausgezogen haben zu wollen und sehen sich dann in der Küche um. Dann werden Sie ja sehen, ob sich der Eimer dort befindet."

Wie gesagt, so geschehen.

Zwei Tage später war gegen elf Uhr Madame Smidt in ihrer Küche, als Friedrich eintritt. Mit der Hand an der Backe fragt er, ob er hier recht bei Madame Smidt sei. Die Frage wird bejaht, und er macht die Smidt mit seinem Anliegen bekannt, sich einen Zahn ausziehen zu lassen.

„Kommen Sie gefälligst nach der Stube," spricht Madame Smidt.

Friedrich schien bereit zu sein, doch wirft er forschende Blicke umher, und entdeckt zu seinem größten Erstaunen und Vergnügen — seinen Eimer.

„Lassen Sie nur! Ich besinne mich so eben, daß ich mir von einer Frau keinen Zahn ausziehen lasse. Aber ich habe eine andere Bitte an Sie, nämlich die, mir zu sagen, wie Sie zu meinem Eimer gelangt sind?" —

„Welcher Eimer?"

„Nun, diesen hier!" entgegnete Friedrich, den Eimer erfassend.

„Das ist der Ihrige? das ist nicht möglich, denn den habe ich mir erst vorgestern von einem Knaben für fünf Silbergroschen gekauft!"

„Larifari! Der Eimer gehört mir.... Er ist mir ehegestern von dem Hausflur der Frau Spittler entwendet worden."

„Und nun?.... muß ich es denn gerade gewesen sein?"....

„Bis jetzt habe ich noch nicht gesagt, daß Sie es waren; allein, da kein anderer Mensch das Haus während der Zeit, wo ich mich dort befand, verlassen hat, als Sie, so kommen Sie natürlich in Verdacht, den Eimer mitgenommen zu haben."

„So — o — o?!"

„Ja, so?..... Allerdings! Sie werden daher die Güte haben, den Eimer wieder dort hinzustellen, wo Sie ihn fortgenommen haben, oder ich werde der Polizei die Sache anzeigen."

„Nehmen Sie ihn doch gleich mit, lieber Mann; denn es ist doch schon genug, daß ich fünf Groschen dafür bezahlte." — —

„Das ist Unsinn, mir machen Sie Nichts weiß! Sie bringen entweder den Eimer hin, oder... Sie gehen auf der Stelle mit mir, oder ich lasse Sie sammt dem Eimer abholen!.... Sie verstehen mich doch?..."

Madame Smidt mußte sich dazu bequemen. Doch war es während des Gesprächs bereits Mittag geworden und die arbeitenden Leute der nahen Fabrik gingen so eben zum Essen.

Die Affaire machte allgemeines Aufsehn und schon nach drei Tagen wußte Jedermann davon.

„Madame Smidt! Es sind Sachen von Ihnen mir zu Ohren gekommen, die mich veranlassen, Sie nicht mehr länger hier wohnen zu lassen!" Mit diesen Worten wurde ihr bald nachher das Quartier gekündigt.

Sie versprach, noch zehn Thaler mehr zahlen zu wollen, wenn sie wohnen bliebe, doch ließ sich der Mann durch Nichts von einem Entschlusse abbringen.

„Sie ziehen also?" fragte kurze Zeit darauf Madame Hoff die Smidt.

„Ja wohl, ich kann ja nicht länger in diesem Rauchnest wohnen bleiben. Und denken Sie sich einmal, ich soll erstens um zehn Thaler gesteigert werden, wenn ich wohnen bleiben will; zweitens soll mir der Garten genommen werden und drittens soll ich keine meublirten Stuben vermiethen; das kann ich mir doch nicht gefallen lassen; deshalb habe ich auch aufgesagt."

So sprach sie zu Jedem; doch war ein Jeder sich des Gegentheils bewußt. Auch selbst ihrem Sohne wurde die ganze Geschichte bekannt, wodurch es denn zu einem gräßlichen Auftritte kam. Doch nur zu bald wurde die Versöhnung wieder herbeigeführt, da der Sohn zu liederlich war, um seine guten Gesinnungen zu behalten. Kurz darauf bekam er in Folge seines ausschweifenden Lebens eine ansteckende Krankheit, in deren Folge er bald starb.

Jetzt war die Wittwe allein. Ihre Tochter hatte sich schon lange von ihr zurückgezogen.

Alles vermied ihren Umgang, Niemand wollte ihr ein Zimmer vermiethen; und so kam es denn, daß diese Frau, die fast immer Geistesgegenwart besaß, endlich tiefsinnig wurde.

Es waren noch acht Tage bis zum neuen Quartal, als die Fensterläden der Smidt noch gegen Mittag geschlossen waren. Die Hausbewohner geriethen darüber in Angst und schickten zum Kommissär. Er erschien. Die Thür wurde gewaltsam geöffnet und man fand die Smidt in ihrem Zimmer — erhängt.

Die Königseiche.

(Beschluß.)

Friedrich lag verschanzt bei Bunzelwitz und als er seine Stellung änderte, überrumpelte der österreichische General Laudon wieder Schweidnitz und Friedrich mußte sich zurückziehen den 1. Oktober 1761. Schwermüthig übersah er seine bedrängte Lage, denn auch die meisten andern festen Plätze waren verloren gegangen. Es fehlte ihm an Geld; seine Armee war herabgekommen und Oesterreich wies im Glück alle Friedensvorschläge zurück. Auf dem Rückzuge von Bunzelwitz war Wilhelm nur mit einem kleinen Gefolge bei dem Monarchen und dieser, ganz erschöpft durch die vorhergegangenen Strapazen, befahl, als sie bei einer großen Eiche, wie deren häufig auf den an den Weg stoßenden Wiesen anzutreffen waren, vorbeiritten, das Gefolge solle sich in das nahe Gesträuch begeben und ihn etwas ruhen lassen. Man sagt, er habe sich auf die bloße Erde gelegt und die Arme ausgebreitet, wie wenn er betete und sei dann entschlummert. Welche Gefühle sich während dieser Zeit in Wilhelms Seele bewegten, das wage ich nicht zu schildern, ob sie freudige oder ob sie wehmüthige waren, denn dies war ein Baum, unter dem er so oft als Knabe gespielt, so oft mit Minchen liebkosend gesessen hatte. Er sah jedes Gehöfte des Dorfes, jeden bekannten Platz, die Kirche, sogar die Fenster der Stube des Amthauses, in der er aufgewachsen war. Und doch konnte er nicht aus der Nähe des Königs hinweg; keinen Menschen bemerkte er, den er hätte um Dieses oder Jenes fragen, oder mit dem er hätte Nachricht in sein Vaterdorf senden können. Und ach! Wo mochte nun Minchen sein! War sie schon verheirathet oder lebte sie wieder in dem väterlichen Hause, vielleicht noch seiner gedenkend oder gar harrend! — Ein Mittel fiel ihm noch ein.

Wilhelm zog einen Streifen Papier aus seiner Brieftasche, schrieb darauf Grüße an seine Pflegeeltern und Minchen, berichtete den Tod Fritzens und daß er bis auf Eins recht glücklich sei. Während dessen nun war die Stunde, welche der König für seine Ruhe bestimmt hatte, verflossen, man weckte den Monarchen und der Marsch ging weiter. Wilhelm band schnell das Papier mit Binsen an die Eiche, warf noch einen Kuß der geliebten Heimath zu und trabte seiner Schaar nach, während große Thränen seinen Wangen herabrollten.

Bald verlautete im Dorfe, wie dies bei solchen Vorfällen immer geschieht, daß der König vorbeimarschirt sei, ja man fand sogar das Plätzchen, wo er geruht hatte und auch das Zettelchen, welches dem Amtmann eingehändigt wurde. Minchen war wieder in dem elterlichen Hause und obgleich sie viele Parthien hätte machen können, so hatte sie doch jede Hand, welche ihr gereicht worden war, beharrlich ausgeschlagen, immer noch die Hoffnung nährend, ihr Wilhelm müsse ihr noch werden. Welche Gefühle nun bei Lesung dieses Zettels ihr Herz einnahmen, wie sich ihr wehmüthiges Wesen so schnell in Freude verkehrte, das läßt sich besser fühlen, als sagen. Auch die Eltern hätten jetzt vielleicht nichts gegen eine Heirath mit Wilhelm einzuwenden gehabt, zumal doch ihre Spekulation auf Fritz, durch dessen Tod vernichtet war. Daß Wilhelm bis dahin seinen Pflegeeltern keine Nachricht von sich gegeben hatte, lag theils an dem damaligen Zustande des Postwesens, welches besonders im 7jährigen Kriege sehr im Verfall war, theils aber hatte er es absichtlich gethan, weil er durch Nachrichten von sich nicht wieder vielleicht schon vernarbte Wunden bei Minchen aufreißen und ihren Schmerz erneuern wollte. Doch als er seiner Heimath so nahe war, konnte er es nicht über's Herz bringen, wenigstens so viel Nachricht von sich zu geben, als eben auf dem Zettel enthalten war.

Also Wilhelm lebte noch, ja es ging ihm sogar gut, aber bis auf Eins. Worauf sich dies bezog, und daß Wilhelm also noch unverheirathet war, konnte auch einem weniger scharfsinnigen Mädchen, als Minchen war, nicht verborgen bleiben und sie beschloß daher in ihrem Herzen auf's Neue, ihre Liebe fest und treu dem zu bewahren, welchem sie dieselbe zuerst und zwar in jugendlicher Fülle gegeben hatte, auch wenn ihr Harren wirklich vergeblich wäre.

Der Krieg wüthete noch fort, und von allen Seiten wurden Schlachten geschlagen, aber die Tagesneuigkeiten, so häufig und verschieden sie auch waren, brachten doch keine Nachricht von Wilhelm. Friedrichs Lage war nun am bedrängtesten, denn sogar sein Leben wurde durch den Verrath des Freiherrn Warkotsch gefährdet, wenn es nicht durch die Treue des Predigers Gerlach und des Jägers Kappel noch bei Zeiten wäre gerettet worden. Doch das alte Sprichwort: wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten, bewährte sich auch hier an Friedrich. Seine ärgste Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, starb und Peter III., Friedrichs Freund und Verehrer, bestieg als Czar den Thron und schloß sogleich mit Preußen Frieden. Auch Schweden trat, gezwungen von Rußland, vom Kampfplatze ab. Nun konnte Friedrich seine ganze Macht gegen Oesterreich und Frankreich wenden; ein österreichisches Corps wurde von ihm bei Burkersdorf geschlagen und Schweidnitz wieder eingenommen. Wilhelm, welcher bereits Major geworden war, wurde mit einem Streifkorps zur Reinigung der Umgegend von etwa noch zurückgebliebenen plündernden Feinden, commandirt. Und wirklich traf er schon fern von Schweidnitz auf einen Schwarm; es kam zu einem Scharmützel, in welchem er zwar Sieger ward, aber auch nebst vielen Kameraden selbst durch zwei Schüsse und einen Hieb fast zu gleicher Zeit tödtlich verwundet wurde und ohne irgend eine Regung des Lebens dalag. Es wurde nun Sorge getragen, daß die Verwundeten, so viel es anging, verbunden und dann in ein Lazareth gebracht würden.

Deshalb holte man im nächsten Dorfe Wagen und fuhr sie bis in den herrschaftlichen Hof desselben in die Scheunen zum Verbande. Die vornehmern, Offiziere wurden in die Amtswohnung gebracht und so mußte es der Himmel fügen, daß Wilhelm abermals, zwar diesmal bewußtlos, in die Nähe seiner Ge-

liebten kam. Man hätte ihn vielleicht erkannt, wenn er nicht ganz mit Blut bedeckt gewesen und durch den Hieb im Gesicht entstellt gewesen wäre. Uebrigens kam man auch gar nicht auf den Gedanken, in einem so hohen Offizier Wilhelm wiederzufinden und Minchen, welche ihn vielleicht zuerst erkannt hätte, verbot es der Anstand, so wie Mitleid, die Stube verwundeter Krieger zu betreten. Sonderbar aber war es, daß sie, wie von einer dunklen Macht fast hingezogen wurde und tausendmal durchzuckte sie bei diesem Vorfall der Gedanke an Wilhelm, daß auch er vielleicht verwundet oder gar schon todt sein könnte. Von Seiten der Damen wurde nun das zu den Verbänden nöthige Zubehör eiligst besorgt, die Verwundeten verbunden, wieder aufgeladen und nach Schweidnitz gebracht, wo sie dann in die Lazarethe vertheilt wurden.

Als Wilhelm wieder zur Besinnung kam und von seinen Kameraden hörte, wo sie verbunden worden wären und wie die Gesunden sich noch mit Entzücken daran erinnerten, daß ein so wunderschönes Mädchen Schweißtücher und alles Andere zu Verbänden hingegeben habe, und wie er beim nächsten Umbinden wirklich davon eins um seinen Kopf fand, welches mit ihrem Namenszuge durchnäht war: da wünschte er baldigen Tod oder Genesung und Frieden, um hineilen zur Heißgeliebten, sie in seine Arme schließen und sie ewig sein nennen zu können. Um Letzteres bat er inbrünstig auf seinem Krankenlager seinen Schöpfer, er möge ihm ferner auch Erhalter werden und ihn noch glücklich machen. Er genas in der That auch schneller, als die Aerzte glaubten, und als man hörte, auf Hubertsburg sei Frieden geschlossen, so fühlte er sich vollends stark, sein Lager verlassen und nach kurzer Zeit wieder in den Dienst eintreten zu können. Gern hätte er zuvor Urlaub genommen und seine Geliebte besucht oder sie gar als harrende Braut heimgeholt, da er ihr so nahe war, allein eilends mußte er in eine entfernte Garnison, wo er als Obrist ein Regiment bekam, welches aber durch den Krieg so gelitten hatte, daß man es fast pottweise hätte ein Regiment nennen können, wenn nicht die vielen Bleßirten, die zersplitterte Standarte, noch mehr aber die ruhmvollen Thaten desselben eine bessere Belehrung gegeben hätten. Es verging daher lange Zeit, ehe es wieder vollzählig gemacht und in etatsmäßen Zustand gesetzt werden konnte. Zwar hätte er nun vorläufig schreiben können, allein dies unterließ er absichtlich, theils, weil er sich vertrauensvoll einer höhern Leitung überließ, theils aber auch, weil er durch die Ueberraschung die Freude erhöhen wollte, denn er hatte durch Erkundigung Gewißheit erhalten, daß Minchen ihm noch treu harre, sonst wäre sie längst nicht mehr im elterlichen Hause gewesen.

Dort war freilich seit der Zeit seines Weggangs Verschiedenes vorgefallen. Der alte Förster war gestorben und ein neuer, unverheiratheter an dessen Stelle gekommen, welcher sich den größten Fleiß um Minchens Hand gab, und gern hätten es auch deren Eltern zugegeben, da er ein biederer, junger Mann und die Hoffnung auf Wilhelm doch wohl eitel war. Allein ein abermaliges Pfand der Treue Wilhelms mußte sich durch Zufall in die Hände Minchens spielen. Als sie eines Tages im Hofegarten spazieren und ungefähr bei der zum Trocknen aufgehangenen Gesindewäsche vorbeigeht, sieht sie ein feingesticktes Tuch hängen. Sie besieht es näher und, o welcher Schlag der Freude und des Schmerzes zugleich! es ist das Tuch, welches sie Wilhelm einst geschenkt hatte. Sie erkundigt sich näher darum und erfährt, daß es die Schleußerin bei Ausräumung der Stube, als die Soldaten darin gelegen hätten, voller Blut gefunden habe. Es war also wirklich Wilhelm dabei und es konnte kein anderer gewesen sein, als der hohe Offizier. Dieser Schluß stand fest und ihre Eltern und Alle, denen dies bekannt wurde, mußten ihr darin Recht geben. Also der schwer Verwundete war es gewesen und sicher mußte dieser ein Raub des Todes geworden sein. Man hielt dies für zu gewiß, als daß man erst weiter nach ihm geforscht hätte. Minchen, welche sich ohnehin dem Gram schon sehr hingegeben hatte, verfiel darüber in eine Krankheit, welche binnen wenigen Tagen nervös wurde und mit vieler Gewißheit die aufgeblühte Blume in ihrer schönsten Pracht zu knicken drohte. Die erbarmenswürdigsten Phantasien verließen sie tagelang nicht und nur selten hatte sie einige Minuten ihren klaren Verstand, und dann war ihre Schwäche so groß, daß man wenig oder gar nichts von ihr herausbringen konnte. Doch endlich erholte sie sich wieder so weit, wenn auch langsam, daß sie das Bett zuweilen verlassen konnte.

Zu der Zeit war es, als sie an einem schönen Oktobertage des Jahres 1763 am Fenster stand und auf einmal ein hoher Offizier mit einem Bedienten in den Hof sprengte, wie bekannt vor das Amthaus hinritt und abstaß. Kaum traute sie ihren Augen, denn es war — Wilhelm. Zwar war er durch die Schmarre im Gesicht, durch seinen großen Bart und wohl auch durch die 7 Jahre unkenntlich geworden, aber sein Blick hinauf zum Fenster der Geliebten verrieth ihn zu deutlich. Er stürzte die Treppe hinauf und — lag in Minchens Armen. Vater und Mutter kamen herbeigeeilt und segneten den schönen Bund zweier treu liebenden Herzen mit thränenden Augen.

Der Obrist hatte 2 Monate Urlaub genommen, war zum Lohne für seine Tapferkeit in den Adelstand erhoben und mit einem schönen Landgute vom Könige beschenkt worden. Er kam um seine Braut dahin abzuholen. Und wenn dies auch wegen der nur allmähligen Genesung Minchens nicht bald geschehen konnte, so wurde doch noch denselben Herbst in dem grundherrschaftlich gräflichen Schlosse eine glänzende Hochzeit gefeiert, bei welcher der Graf den alten Werner mit voller lebenslänglicher Pension in den Ruhestand versetzte, und so des jungen Ehepaars Gönner und Freund zugleich wurde. — Seit der Zeit nun hieß die oben in Erwähnung gebrachte Eiche die Königseiche, ohne daß heutigen Tages Jemand wußte, warum? bis vor einiger Zeit auch die Axt an sie gelegt und weil sie sehr groß war, viel darüber gesprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit nun kam auch der Ursprung ihres Namens zur Sprache und deshalb ist sie von dem jetzigen Grundherrn durch eine junge, dahin gepflanzte wieder ersetzt worden, welche mit einer Tafel versehen ist, worauf jene Begebenheit mit Friedrich dem Großen mit wenigen Worten verzeichnet ist. Und obgleich diese nicht so ehrwürdig als die alte, umgehauene ist, so wird sie doch noch vielen Geschlechtern ein Erinnerungszeichen an jene merkwürdige Begebenheit sein.

Napoleon und der Schuhmacher.

Am 27. August 1813, als am Tage der Schlacht bei Dresden, regnete es ununterbrochen sehr stark. In der zweiten Nachmittagsstunde ritt Napoleon auf seiner Falbe in gemessenem Trabe die willsdruffer Gasse hinab. Er hatte zum Schutze gegen die fürchterliche Witterung den grauen Ueberrock enger an sich gezogen, und den kleinen Hut fest in die Stirn gedrückt. Neben ihm ritt Murat, dem er den Auftrag ertheilt hatte, eine Division zum Angriff zu führen. Als sie das Ende der wilsdruffer Straße erreicht hatten, stockte der Zug. Sie mußten einzeln reiten, denn man hatte die Ausgänge der innern Stadt mit Sandkästern, Balken, Säcken, in möglicher Eile verbarrikadirt, und nur einen schmalen, vertieften Durchgang übrig gelassen. Die Pfütze war zu einem kleinen Teiche angeschwollen, und der Grund derselben, von Gerölle, Bausstücken und erweichtem Sande gebildet, erschwerte die Passage gewaltig. Es war nicht einmal möglich, hier zu Pferde durchzukommen. Napoleon stieg ab, winkte dem ebenfalls absteigenden Mameluken und übergab ihm sein Pferd, um es an der Hand über die gefährliche Stelle zu führen. Er selbst suchte, der nassen Schlucht nach Kräften ausweichend, die Addachung des Pfahlwerks zu überklettern, aber kaum hatte er einige Schritte auf diesem unbequemen Terrain gethan, als er auf dem von Regen und Nässe schlüpfrigen Holzwerke ausgleitete. Zwar hielt er sich an den Pallisaden fest, und schützte sich auf diese Weise vor dem Hinfallen, aber sein rechter Fuß fuhr heftig zwischen Hölzer und Schlamm hinein und saß plötzlich so fest, daß er ihn nicht mehr zurückziehen konnte. Als er mit ziemlicher Anstrengung endlich doch seinen Fuß befreite, so geschah dies nur mit Zurücklassung seines Stiefels, der erweicht und halb zerrissen in dem Trümmerwerk stecken blieb. Alle geriethen in die größte Verlegenheit, weil Niemand wußte, wie hier augenblicklich geholfen werden sollte. Der Kaiser, der den unbeschützten Fuß nicht auf den triefenden Erdboden setzen mochte, stand in unbequemer Stellung auf einem Beine, und blickte fragend um sich. Die Gasse war wegen des grausamen Unwetters menschenleer, und alle Gewölbe wegen der Schrecken der Schlacht geschlossen.

In dieser Verlegenheit, in der sich des Kaisers Marschälle bedenklich einander ansahen, kam ein junger Mann, der unterm Arme ein Packet trug, die Gasse entlang. Er hatte einen starken schwarzen Backenbart, und einen militairischen Blick, zu dem aber seine ärmliche bürgerliche Kleidung nicht recht passen wollte. Dieser junge Mann kletterte dicht zum Kaiser hin. „Sire," sagte er in gutem Französisch, „wenn Sie mir ihren Fuß erlauben, so kann ich vielleicht aus der Verlegenheit helfen."

„Wer bist Du?" fragte der Kaiser zögernd.

„Sire, ich habe die Ehre, Ihr Unterthan zu sein. Ich stamme aus Strasburg, und focht unter Eurer Majestät bei Jena. Da traf mich eine preußische Kugel in den Schenkel, und beraubte mich des Glückes, auch ferner Ihre Waffen zu tragen. Invalid und ergrimmt über mein Schicksal hinkte ich nach Sachsen herüber, wo ich weitläuftige Verwandte aufsuchte. Ich nahm hier mein früheres Gewerbe wieder auf, conditionirte als Schuhmachergeselle, und bescheert mir der Himmel einiges Glück, so hoffe ich es noch bis zum Bürger und Meister zu bringen."

Napoleon hatte, als der Fremde auf sein Gewerbe zu sprechen kam, ihm seinen Fuß hingegeben. Der Schuhmacher knieete vor dem Kaiser nieder und hielt dessen Fuß in den Händen. „Ha, welch' ein schöner Fuß!" rief der Schuhmacher mit Entzücken. „Unter der ganzen ausgebreiteten Kundschaft meines Meisters hat nur ein Einziger einen eben solchen Fuß, ein junger Advokat ohne Praxis, der von seinem Gelde lebt, und mit dem Dresdener Straßenpflaster wenig in Berührung kommt, um sein Pedal nicht zu verwahrlosen. Diesem eleganten Herrn trage ich ein Paar recht schöne, nagelneue Stiefeln hin, die Eurer Majestät recht gut passen werden." Der Schuhmachergeselle machte, ohne erst eine Antwort des Kaisers abzuwarten, sein Packet auf, nahm die schönen blankgewichsten Stiefeln heraus, und des Kaisers Fuß war bekleidet. „Sire," rief der Schuhmacher, „der Stiefel sitzt wie angegossen. Jetzt lassen Eure Majestät mich schnell Ihren alten Stiefel vom andern Fuß ziehen, und gegen den neuen umtauschen."

„Aber Dein Meister wird böse sein, und der junge Advokat noch mehr, wenn er seine bestellten Stiefeln nicht zur rechten Zeit erhält," sagte der Kaiser lächelnd.

„Der Herr Advokat mag sich nur gedulden. Ich habe noch ein Paar ältere Stiefeln von ihm zum Ausbessern zu Hause. Die flicke ich ihm in aller Eile kräftig zusammen, und er wird sich gewiß einstweilen gern damit behelfen, bis die anderen neuen Stiefeln fertig sein werden. Besser, er läuft einige Tage im schlechten Schuhwerke umher, als daß Eure Majestät zu spät in die Schlacht kommen."

„Schon gut, mein Braver!" erwiederte der Kaiser in guter Laune. Geld habe ich nicht bei mir. Ich muß erst die Feinde schlagen, vielleicht fällt da einige Beute für mich ab, um Dir Deine Stiefeln zu bezahlen. Aber gleich nach der Schlacht — hörst Du — besuche mich im Schlosse; dort wollen wir Abrechnung halten."

Der Kaiser schwang sich auf sein Pferd, grüßte mit der Hand, und ritt hin, weg. Als er den freien Platz erreichte, nahm ihn ein dort aufgestelltes Infante-

rie-Regiment mit dem rauschenden Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ in Empfang, an dessen Spitze er auf das Schlachtfeld zog.

Ein Paar Stunden später war die Schlacht entschieden und Napoleon wurde in Dresden als Sieger erwartet. Die Glocke des Kreuzthurms schlug die fünfte Stunde. Das stürmische Wetter hatte sich gelegt. Da vernahm man vom wildbruffer Demolitionsplatze her Pferdegetrappel. Napoleon kam. Sein grauer Ueberrock triefte vom Wasser; die Krempe des kleinen Hütchens war vom Regen herabgeweicht und klappte, wie das Pferd sich bewegte, auf und ab auf dem starren Nacken, der durch so viele Jahre das Geschick der Welt getragen hatte. Hinter dem Kaiser folgte durchnäßt, wie ihr Kriegsgott, die alte Garde; von ihren Bärten und ihren kurzen, dicken Haarzöpfen tropfte der Regen herab.

Bald darauf, als der Kaiser als Sieger in Dresden eingezogen war, drängte sich der erhaltenen Weisung zufolge, der Schuhmachergeselle durch die Massen in das Innere des Schlosses, welches Napoleon bewohnte. Es kostete ihm viel Mühe, sich durch Gaffer, Wachen und Hofbedienten aller Art durchzuwinden, und im Schloßhofe mußte er sogar über die eroberten Kanonen klettern, wenn er seine Weisung und seinen Vorsatz ausführen wollte.

Als er endlich das zweite Stockwerk erreicht hatte, machte der Portier Schwierigkeiten, ihn einzulassen. Hatte er es vorher mit körperlichen Hindernissen zu thun gehabt, so hatte er jetzt alle seine Beredsamkeit anzuwenden, um das letzte Hinderniß zu beseitigen. Nachdem sich der Portier überzeugt hatte, daß die Angaben des Schuhmachers keine Erdichtungen waren, ließ er ihn ein.

Napoleon saß auf einem Ruhebette; sein Kammerdiener knieete vor ihm, und war eben beschäftigt, ihm den einen Stiefel, der vom Regen dergestalt verquollen war, daß er sich nicht mehr ausziehen ließ, mit einem Federmesser vom Fuße zu schneiden. Diese grausame Operation an seinem Kunstwerke ging dem armen Gesellen durch die Seele, und er stieß ganz unwillkührlich einen leisen Schrei aus.

Napoleon blickte auf, und bemerkte jetzt erst den demüthig an die Thür hingedrückten Gesellen.

„Gut, daß Du da bist,“ sagte er mit herablassender Freundlichkeit. „Sieh', Deine Stiefeln haben nicht lange gedauert, ich kann sie nicht mehr tragen.

„Aber ausgehalten haben sie doch; Sire,“ erwiederte der Gesell, sich ein Herz fassend. „Bei diesem grausamen Wetter will das schon viel heißen, und auch jetzt noch sind sie so fest und stark, daß man sie herunterschneiden muß.“

„Schon recht, sie haben gut gehalten. Aber es ist auch Zeit, daß ich Dir die Stiefel bezahle. Bitte Dir eine Gnade aus,“ sagte der Kaiser.

Der Gesell besann sich nicht lange und sagte: „Sire, wenn ich Etwas verlangen darf, so sind es diese Stiefeln, die mein Kaiser getragen hat.“

„Diese Stiefeln? Nun gut. Du sollst sie haben. Aber Du mußt nun auch Bürger und Meister werden, und dazu wird diese Börse besser helfen als jene zerschnittenen Stiefeln. Und nun gehab' Dich wohl, ich habe heute wenig Zeit.“

Der Geselle steckte die Börse ein, packte erfreut die nassen Stiefeln zusammen und eilte nach Hause. Hier zählte er nach, was die Börse enthielt, die mit dreihundert Napoleonsd'or gefüllt war.

Diese Summe kam dem armen Schuhmachergesellen sehr zu statten. Er wurde Bürger, Meister und Gatte. Bald hatte er das Glück eine brave Frau zu finden, die ihn in einigen Jahren mit zwei gesunden Knaben beschenkte. Da er schöne und gute Arbeit lieferte, so fehlte es ihm auch nicht an Kundschaft.

Einer seiner Kunden, ein reicher, vornehmer und angesehener Mann, der ein großer Freund von seltenen Sachen war, wollte gern diese Stiefeln käuflich an sich bringen und bot dem Schuhmacher eine schöne Summe dafür. Doch dieser hätte ja die Stiefeln um keinen Preis weggegeben, die einst sein Kaiser getragen hatte. — Als er an einem Nervenfieber gestorben war, und jener Kunstliebhaber seine Kaufanträge bei der Wittwe so lange erneuerte, bis sie für eine ansehnliche Summe in die Abtretung der Stiefeln einwilligte, kamen diese Reliquien in Besitz des reichen Mannes. Diesem aber traf bald ein großes Unglück, das er sich selbst zugezogen hatte. Er verlor alle seine Schätze und Kostbarkeiten.

Die Stiefeln befinden sich jetzt noch gut erhalten im historischen Museum zu Dresden und stehen auf einem eigends dazu verfertigten Postamente.

Chronik.

Nach statistischen Berechnungen soll derjenige Stand, der vor allen andern zur Sorge für Verlängerung des menschlichen Lebens berufen ist, in dieser Hinsicht selbst die ungünstigsten Chance haben. Von 100 Theologen, behauptet Caspers, erreichen das 70 Lebensjahr: 48; von 100 Land- und Forstwirthen 40, von 100 höheren Beamten 35, von Kaufleuten und Gewerbetreibenden 35, Militärs (in Friedenszeiten) 32, Subalternbeamten 32, Advokaten 29, Künstlern 28, Lehrern 27.

Eine geheimnißvolle Dame.

Eine merkwürdige Erzählung theilt uns der polnische Kurier mit. In diesen Tagen ist in Sczebzsyn im Spital der barmherzigen Schwestern eine geheimnißvolle Dame gestorben, deren Name und Schicksale Niemand kannte, und welche gewöhnlich die Kastellanin genannt wurde. Vor 40 Jahren fand man sie, ungefähr 24 Jahre alt, gut gekleidet, auf dem Corridor des Klosters. Auf die Frage was sie wünsche, antwortete sie: sie wäre mit ihrem Vater, dem Kastellan, zum Gottesdienst gekommen. Als eine barmherzige Schwester vor der Pforte zum Empfange des Kastellans ging, fand sie Niemanden. Die Leute sagten jedoch aus, daß ein schöner Wagen mit vier Pferden sofort davon gefahren sei. In einem zurückgelassenen Päckchen, fanden sie sechs Battisthemden und Kleider. Die unglückliche war wahnsinnig, doch sehr ruhig — sie erwähnte der vornehmsten Personen am Hofe des Königs Stanislaus — spielte auf dem Flügel, sang eine italienische Arie, welche sie, wie sie sagte, in Berlin gelernt hatte, sprach deutch oder französisch, nahm Almosen mit Dank an, vertheilte es aber sogleich unter Arme. Mit Blumen schmückte sie sich gern.

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile und deren Raum nur Sechs Pfennige.

Evangelische Kirchen.

Taufen.

St. Elisabeth. Den 21. Dezbr. d. Kaufmann Strehlow T. — d. Werkführer in der Maschinen-Bau-Anstalt Bertram S. — d. Dreßler T. — d. Tagarb. Keil S. — d. Dreschgärtner Liebenau in Schmiedefeld S. — d. Inwohner Embrich in Nansern T. — Den 22.: d. Frei-Erbsaß Stanke in Cosel S.

St. Maria-Magdalena. Den 21.: d. königl. Hof-Zahnarzt und Wundarzt Wegner S. — d. weil. Schuhmachergef. Scholz S. — d. Kaufmann Letzner T. — d. Tagarb. Ossig T.

11,000 Jungfrauen. Den 21. Dezbr.: d. Fleischermstr. Unverricht S. — d. Tagarb. Gammert in Rosenthal S.

Garnisonkirche. Den 20. Dezbr.: d. Gensd'arm Pohl T.

St. Salvator. Den 21. Dezbr.: d. Dienstknecht Saluth T.

Theater-Repertoir.
Mittwoch zum 5. Male: „**Alles durch die Frauen.**“ Lustspiel in 2 Aufzügen. Hierauf zum 5. Male: „**Köck und Juste.**“ Vaudeville-Posse in 1 Aufzug, frei n. d. Franz.

Vermischte Anzeigen.

Ein Handlungs-Eleve
kann unter sehr soliden Bedingungen sogleich eintreten bei
Hübner & Sohn, Ring Nr. 35.

Oblauerstraße Nr. 2,
ist im ersten Stock
eine meublirte Stube
zu vermiethen und bald zu beziehen.

Kleinigkeiten
zum Verloosen am Sylvester-Abend von ½ bis 20 Sgr. das Stück, empfehlen
Hübner & Sohn, Ring Nr. 35, eine Treppe, dicht an der grünen Röhre.

Klosterstraße Nr. 10,
zwei Treppen hoch, bei der Frau **Jocadi** ist ein Stubenplatz für einen Herren sofort zu beziehen.

Wir leben in der schönen Zeit,
Wo man wie sichs gebühret,
Auf diesem Erdball weit und breit
Glück wünscht und gratulirt.
Drum bring ich auch zum neuen Jahr
Den Gönnern frei und frank
Den allerwärmsten Glückwunsch dar
Und meinen schönsten Dank.
Erfüllt auch mir nun meinen Wunsch:
Ists kalt und stürmts um Euch
Biet Wein ich, Glühwein, Grogg und Punsch
Drum kommt in mein Bereich.

C. G. Gansauge,
Reusche-Straße Nr. 23.

Auf heute Abend, als den 31. Dezember, so wie zu jeder andern Zeit, lade ich alle meine geehrten Kunden zu mir, und verspreche die reellste und pünktlichste Bedienung, verbunden mit den billigsten Preisen. Eben so empfehle ich meinen schätzbaren Kunden außer dem Hause mein vollständiges Lager von Wein, Glühwein-, f. Annanas-, Apfelsinen, Citronen, Punsch- und Grogg-Essenz, so wie feinen Arac und Rum zu den billigsten Preisen.

C. G. Gansauge,
Reusche-Straße Nr. 23.

Dorothea Wichert,
Schuhbrücke Nr. 59, erste Etage, empfiehlt sich mit Anfertigung von Damen-Kleidern nach den neuesten Journalen. Auch wird gründlicher Unterricht im Maaßnehmen und Zuschneiden daselbst ertheilt.

Tanzunterricht.
Mit dem 2. Januar beginnt ein neuer Tanz-Cursus. Das Nähere in meiner Behausung, Hummerei Nr. 12.
Laurette Gebauer, Tanzlehrerin.

Bekanntmachung.
Zu meinem Abgange als den 1. Januar 1846, und zur Tanzmusik ladet ergebenst ein
Carl Fuchs,
in Schafgotschgarten.

Die Conditorei Oblauerstraße Nr. 77, in den drei Hechten empfiehlt zu heutigem Sylvesterabend recht wohlschmeckende Pfannkuchen mit guten Füllungen, das Stück à 6 Pf., 9 Pf. und 1 Sgr. bei Abholung eines Dutzends zwei Stück Rabatt.
J. Müller, Conditor.

Maschienendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.